

# what's your class identity?

WG: *diskus* fragt an

»Wie teuer sind deine Klamotten? Wie viele Stunden arbeitest du die Woche? Und für wen? Für dich? Hat schon mal jemand für dich gearbeitet? Bist du Vorgesetzte, Angestellte, Chefin? Blue or white collar? Kannst du Arbeit und Freizeit trennen?

Wärst du gerne Millionärin? Spielst du Lotto? Hast du einen Gewerkschaftspass? Oder denkst du bei Gewerkschaft nur an Staub und Mief?

Wie viele Bildungswege hast du beschritten? Und was arbeiten deine Eltern? Wie viele Jobs hast du schon gemacht? Und hast du deine Kolleginnen gehasst oder Genossinnen genannt?

HL oder ALDI? Tennis, Golf oder Fußball? Amalgam, Keramik oder Kunststoff? Westend, Bornheim oder Gallus? Altbau oder Platte?

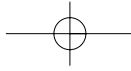
Wo fühlst du dich wohler, in der Kneipe an der Ecke oder beim kultivierten Diner im französischen Restaurant? Letzteres, obwohl du lohnarbeitsabhängig und prekär beschäftigt bist? Wie passt das zusammen? Hast du eine Fabrik schon einmal von innen gesehen? Am Fließband oder bei der Führung?

Was verbinden die Auseinandersetzungen und Arbeitskämpfe in Argentinien mit der letzten linken Student\_in? Was ist deine Klasse? Gehört sie dir oder du der Klasse? *Doing class* oder *being determined*?

Lässt sich die Klasse wechseln wie ein Kleidungsstück oder ist sie in den Körper eingebrannt? Oder ist die Klasse eine irrelevante soziale Kategorie?

*diskus* interessiert sich für deine Klassenidentität. Wo verortest du dich? Und was ist der Grund dafür? Wie fühlt sich das an?

What's your class identity?  
Mail an: [diskus@copyriot.com](mailto:diskus@copyriot.com)«



### Was ist deine Klasse? – Klassenlos?

Es mag sicherlich Menschen geben, welche in eine Klasse gehören, sich derer zugehörig fühlen und mit dieser eine Identität verbinden. Ich gehöre auf jeden Fall nicht dazu. Aus der Unterschicht kommend, bezahle ich meine akademische Bildung, trotz (noch) gebührenfreien Studiums.

Neben den Spuren der Funktionalisierung, welche sicherlich alle aufweisen, bin ich schon verwundert, dass ich nach dreizehn Schuljahren nicht völlig verblödet bin. Anpassung an das linksliberale Milieu, welche mir gleichzeitig die Allgemeine Deutsche Hochschulreife ermöglichte, hinterließen Narben. Und so muss ich kriechend mich bedanken, um als Beruhigung für das schlechte Gewissen zu fungieren, als Gegenbeispiel für die bürgerliche Kälte erhalten zu dürfen. Und doch ist dem immer wieder eingeschrieben: man gehört eben doch nicht dazu. Die Klassenfahrt in der Grundschule schon kaum bezahlbar - von den Mitschüler\_innen vielleicht gar nicht bemerkt, so doch das eigene Gefühl, anders zu sein; ich gehöre hier nicht hin, meine Anwesenheit unerwünscht. Und es sollte nicht die letzte Klassenfahrt gewesen sein. Aber Klassenfahrten sind ja auch nur Momentaufnahmen. Wie viel Levis muss man als Dreizehnjährige\_r eigentlich haben? Du hast keinen Atari? Wie, du weißt nicht, wie Windows heruntergefahren wird? - Sind das ewige Werte? - Für einen Dreizehnjährigen?

Fast ein Jahrzehnt später: Studium, Auszug, Lohnerwerb für die ersten eigenen Brötchen. BaföG nach einem dreiviertel Jahr wieder gestrichen, weil man zu viel verdient. Aber zu diesem Zeitpunkt ist dies eine autonome Entscheidung. Tätig in der stationären Kinder- und Jugendhilfe, komme ich immer wieder an meine persönlichen Grenzen. Für jeden nachvollziehbar, dies ermöglicht kein Studium in der Regelstudienzeit, ich gehöre mal wieder nicht zur Regel. Und daher wird mir auch das BaföG verwehrt, jetzt, sechs Semester später, wo ich ausschließlich studieren will. Jeweils zwei EU glotzen mich aus dem Fernsehen an, egal wie sie nun heißen, ob Ackermann, Eichel oder Co. Lerneffekt: dein Bildungsweg entsprach nicht der Norm, du bist nicht normal, du bist nicht wie wir. Verrenken, Bücken, schlingen wie ein Aal, ich werde schon durchkommen in dem Dschungel von Zahnrädern, die mich zermürben. Unterschichtkinder müssen zahlen, trotz Gebührenfreiheit. Also kündige ich nicht. Dafür arbeite ich aber nun schon seit längerer Zeit in einem Kooperationsprojekt Jugendhilfe - Schule.

Immer wieder Zusammenprall mit mir selbst. Es geht nicht um Bildung, Entwicklung und Entfaltung der kindlichen Fähigkeiten, sondern um Funktionalisierung. Ich kämpfe um eigene Gestaltungsfreiheit in der Arbeit und doch ist der Rahmen, Zwang, vorgegeben. Es dämmert mir, der Schleier verrutscht, blöde ist das nicht; Funktionalisierung, Verdinglichung erfuhre und erfahre ich, die herrschenden Verhältnisse bei meinem Klientel zu verinnerlichen wird mir rationaler und sicherer gelingen, als vielleicht einer Pädagog\_in der Mittelschicht.

Nach der Arbeit blicke ich in den Spiegel: Von Schwein zu Mensch und von Mensch zu Schwein, und dann wieder von Schwein zu Mensch, doch es ist bereits unmöglich zu sagen, wer ich bin.

*Helge Kminek*



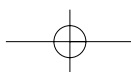
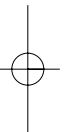
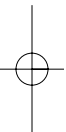
### Klasse gegen Klasse

Vor einigen Jahren trieb in Kreuzberg eine Gruppe namens »Klasse gegen Klasse« ihr Unwesen, deren Anschläge die »Yuppisierung« unseres geliebten Arbeiterbezirkes aufhalten sollten. Die Aktionen wurden durchgeführt, nachdem die Klassenkräfte und ihre Wechselbeziehung streng objektiv abgewägt worden waren, wie einst Lenin es riet. Die strenge Analyse der objektiven historischen Lage resultierte in Angriffen auf Einrichtungen der alternativen Luxuskonsumption, die sich vermehrt im Kiez ausbreiteten und die Mieten für den einfachen Arbeiter und seine Familie in unerschwingliche Höhen trieb. So wurde beispielsweise das bourgeoise Edel-Restaurant »Auerbach« in der Köpenicker Straße »gekübelt«. Das heißt, einige Eimer bei der revolutionären Reproduktion angefallener Fäkalien wurden den Angehörigen der parasitären Ausbeuterklasse vor die Füße und über das Hirschragout geschüttet. Ein anderer Anschlag traf den Yuppie-Laden »alimentari i vini« in der Mariannenstraße, in dem sich Angehörige der Yuppieklasse mit den überlebensnotwendigen Konsumgütern eindeckten: eingelegten Artischockenherzen, getrockneten Tomaten, Olivenöl in Blechkanistern, italienischem Parmesan, Wildschweinsalami und Rotweinen, deren Namen die in Lumpen gekleideten Arbeiterkinder, die sich an den Schaufenstern die Nase plattdrückten, nicht einmal aussprechen hätten können, wenn sie denn das Geld besessen und den Mut gefunden hätten, diesen Tempel bürgerlicher Dekadenz zu betreten.

»Klasse gegen Klasse« ist mittlerweile von der Bildfläche verschwunden, das »Auerbach« schloss nach einer zweiten Attacke, diesmal mit einer Handgranate, und wurde kurzfristig durch einen Sexshop ersetzt, das »alimentari i vini« bietet noch heute Aceto balsamico an, der eben nicht bei Plus oder Aldi um die Ecke im Regal steht.

So albern die Klassenkämpferpose von »KgK« auch wirkte und so verschoben die Bekennerschreiben auch waren, die Anschläge waren insofern bemerkenswert, als sie die Symbole einer Schicht trafen, deren Mitglieder sich mehrheitlich gar nicht als Ausbeuter verstan-

... »

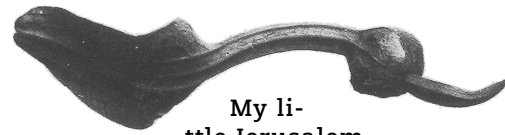


den. Im Gegenteil, die Kunden des »Auerbach« und des italienischen Feinkostladens lasen »taz«, waren Mitglieder in der »Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft« und früher in der SEW gewesen. Sie waren Ex-Hausbesetzer, Greenpeacemitglieder, aber doch sicher keine Bourgeois? Die Bourgeois wohnten schließlich in Zehlendorf, waren im Tennis- oder Golfclub und ansonsten mit dem Entwurf eines neuen Carports für den Zweitwagen beschäftigt? Opferten Bourgeois ihre Zeit im Kampf für die Integration, für Busspuren und Tempo-30-Zonen auf? Waren sie weltläufig, versuchten sie sich mit Sprache und Gebräuchen der Gegenden bekannt zu machen, wenn sie im Urlaub waren -, mit den Weinen Venetiens, den Festen der Normandie? Die Bourgeois waren in dieser Sicht engstirnige Pauschaltouristen, die CDU wählten und nicht über den Zaun ihres von Gardensprinkleranlagen bewässerten Gartens zu schauen wagten. Kurz, bourgeois, das war der Lebensstil und das Ideal der eigenen Eltern, von dem sich abzugrenzen gelungen war. Überschneidungen mit diesem Lebensstil gab es nur im Bereich der Hochkultur: Oper, Philharmonie, Theater. Ansonsten: die im KadeWe, wir im Bioladen und bei Giuseppe. Die Selbstwahrnehmung war und ist auch heute oft anti-bürgerlich. Wir sind Teil der Intelligenz, Intellektuelle, aber wir gehören nicht der Ausbeuterklasse an.

Dieses mangelnde Klassenbewusstsein ist für Außenstehende (bzw. im Fall der Leser dieser Zeitung wahrscheinlich noch-Außenstehende) schwer nachzuvollziehen. Schließlich haben die meisten Rucola-Linken ihr »Kapital« noch im Schrank stehen, abgesehen von dem in Fonds angelegten.

Die Alt-Linken befanden sich auf einmal auf der anderen Seite der Barrikade. Diejenigen die einst mit »weil du auch ein Arbeiter bist« auf den Lippen demonstrierten, wurden plötzlich als die Mittelklasseschmarotzer angegriffen, die sie geworden waren. Angegriffen als Leute, die es stinknormal finden, fünfmal soviel zu verdienen wie der Kassierer im Supermarkt, die Bauarbeiterin oder die polnische Putzkraft. Leute, deren antibürgerliche Haltung sich darauf beschränkt, eben keinen Mercedes zu fahren, sondern Volvo oder Citroen und nicht Nerz, sondern Goretex-Jacken zu tragen. Von der klassenkämpferischen Pose ist nur noch eine kulturelle Fassade geblieben. Sobald es an die materiellen Privilegien geht, ist diese Schicht ebenso bürgerlich wie die Mercedesfahrer\_innen und Nerzträger\_innen. Diese Transformation und der einhergehende Selbstbetrug gibt Anlass zur Selbstkritik. Wie bürgerlich bist du? Kulturelle Reform à la Homoehe und Solarenergie oder Abschaffung der Klassengesellschaft? Letztere gegen die eigenen materiellen Interessen. Als Studentinnen sind wir Schmarotzer nicht am Staat, dessen Sozialleistungen wir kassieren, sondern an dem Teil der Gesellschaft, der nicht das Glück hatte, in Wohlstand geboren zu werden. Was für Argumente gibt es dann für eine klassenlose Gesellschaft? Nur moralische. Und was bleibt von denen? So kontraproduktiv die Mittel von »Klasse gegen Klasse« waren und so abstoßend ihr Gewaltfetisch, die Kritik an der »mittelschichtdominierten deutschen Linken« bleibt aktuell.

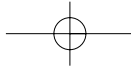
*segregation*



My little Jerusalem

Gated Communities werden Wohnsiedlungen genannt, in denen meistens Reiche mit ähnlichem Lebensstil versammelt leben, die möglichst abgeschottet von Menschen aus anderen sozialen Kontexten bleiben möchten. Neuerdings ist die »Gated Community« ein Projekt von Stadtplanern geworden, die dieses Konzept der Hektik und Unüberschaubarkeit der Großstädte entgegensetzen.

Dass ich in einer Gated Community aufgewachsen bin, war allerdings kein Plan eines New Urbanists, sondern hatte vielmehr etwas mit Gott zu tun. Nein! Wahrscheinlich war es nicht Teil der göttlichen Vorsehung, dass in einem beschaulichen Vorort einer kleinen Stadt am Rande des Ruhrgebiets - nennen wir dieses Dorf hier aus poetischen Gründen einmal Villigst - in einer Siedlung lauter evangelische AkademikerInnen versammelt wurden. Der Grund dieses Zusammentreffens war wohl eher die ehemalige Residenz irgendeines niederen Adligen, von der besagten Siedlung nur durch eine Straße getrennt, die sich die evangelische Kirche nach Ende des zweiten Weltkriegs aussuchte, um dort ihr Studienwerk unterzubringen. Und weil Christen bekanntlich Herdenwesen sind, und die evangelische Kirche in Deutschland nach einem kurzen Ausflug ins Schlächterhandwerk beschlossen hatte sich doch lieber auf seine Kernkompetenzen zu besinnen und wieder ein lieber, netter Schäfer zu werden, baute sie ihren Schäfchen, die in dem Studienwerk arbeiten sollten, unmittelbar in die Nähe, ein paar komfortable, süße Häuschen, in denen es sich trefflich fromm sein ließ und die sich prächtig zum Großziehen kleiner Lämmchen eigneten. Eines dieser Lämmchen war ich. Neben den Häusern gab es in dieser Siedlung auch noch eine Schaukel, einen Sandkasten, einen Kletterbaum, ein Wäldchen und vor allem viele Kinder ähnlichen Alters zum Spielen. Falls der Radius der Siedlung doch einmal zu klein wurde, gab es immer noch den dem Studienwerk angeschlossenen Park direkt an der Ruhr. All dies führte dazu, dass es, solange ich dort wohnte, von meinem ersten bis zu meinem siebten Lebensjahr, wenig Anlass gab, diesen Raum zu verlassen, denn »hier in unserer Straße, warn' wir fröhlich und entspannt; an jeder Ecke standen Menschen, deren Meinung uns gefällt« (Tocotronic). Hier war die Welt noch in Ordnung, was dazu führte, dass sich die Gedanken auf die Welt im Allgemeinen und Gott, den Besonderen, den christlichen richten konnten. Man war Friedensbewegt und umweltbewusst, hängte sich Bilder von glücklichen Armen aus anderen Teilen der Welt an die Wand und glaubte sich, was die Geschlechterfrage betraf als Protestant sowieso auf der richtigen Seite (schließlich dürfen hier auch Frauen Pfarrerinnen werden). Wirklicher Kontakt mit der Welt blieb dagegen allerdings rar. Wenn ich einmal auf Menschen aus anderen sozialen Lagen als der von evangelischen AkademikerInnen, also »ideologische Stände« (Marx), deren Habitus, Borudieu folgend, mit aristokratischer Asketismus



ziemlich gut charakterisiert ist, traf, dann geschah das meistens in »unserer« Straße dem bekannten Territorium. Diese Leute lassen sich in zwei unterschiedliche Gruppen aufteilen. Zum einen Subalterne (Flüchtlinge und Häftlinge), zum anderen Nachbarskinder aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, die es aus irgendeinem Grund in die Nähe bzw. in unsere Siedlung verschlagen hatte. Dabei haben wir Kinder die Subalternen, soweit ich mich erinnere, mit viel mehr Respekt behandelt als die Nachbarskinder. Vielleicht, weil sie einfach interessanter waren, wahrscheinlicher aber, weil sie von vornherein so sehr als Opfer gesetzt waren, so sehr das Fremde repräsentierten, dass es leicht fiel ohne seinen Stand zu verlassen auf sie einzugehen und für sie Verständnis zu entwickeln, sie hatten es, und diese Sozialarbeiterweißheit hatten wir Kinder wohl schon damals verinnerlicht, halt schwer gehabt in ihrem Leben. Diesen Bonus hatten die Nachbarskinder nicht, weshalb wir sie instinktsicher verarscht und ausgenutzt haben.

Etwa mit Beginn meiner Schulzeit setzte eine Phase der Deterritorialisierung ein. Nicht nur vermehrte sich der Kontakt mit Kindern aus anderen Lagen, dadurch das ich die Schule besuchte, sondern außerdem zog meine Familie aus little Jerusalem - wie die anderen Dorfbewohner die beschriebene Siedlung nannten, was ich zu dieser Zeit erfuhr - in einen anderen Teil dieses Dorfes. Das Grenzeinreißen war also nicht besonders radikal, zumal ich die Grenzen der Siedlung weiterhin mit mir rumtrug und wohl bis heute mit mir rumtrage (»Was diese Grenzen anbelangt, so ist bekannt, ja anerkannt, dass sie meistens fließend sind« (Tocotronic)). Wie sonst ist es zu erklären, dass ich, als ich dann später Gymnasiast war, ein nicht unerheblicher Teil meines Freundeskreises aus Pastorenkindern bestand, die sich, wie ich, großartig auch mit den Kindern von ÄrztInnen und LehrerInnen, die den Freundeskreis komplettierten, verstanden. Hier in Frankfurt wohne ich im Nordend, unweit von einer Kirche und den ganzen Nordend- Alternativläden entfernt. Sonderlich weit bin ich also nicht gekommen, denn seine gated communities findet man überall, manchmal sind sie sichtbar und manchmal unsichtbar und gerade die unsichtbaren sind schwer zu verlassen, denn wie kann man schon ein unsichtbares Tor finden?

*Andreas Folkers*



### DAS IST MIR!

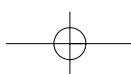
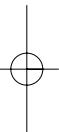
Klasse und Sprache, wie hängen sie zusammen? Spricht eine bestimmte Klasse eine bestimmte Sprache, wer spricht »richtig« und wer darf sagen, was falsch und richtig ist? Und an welchen Punkten in unseren Alltags erleben wir das eine durch das andere? Definieren wir Klasse grob gesprochen als eine Form gesellschaftlicher Hierarchie, drückt sich eine solche auf jeden Fall in Sprachen und im Sprechen aus. Gleichzeitig ist ja aber mit Klasse eine ökonomisch determinierte Gruppe gemeint und hier wird es schon schwieriger.

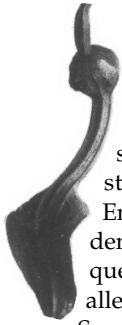
Dennoch lassen sich auch klassenförmige Hierarchien zwischen verschiedenen Sprachvarianten (Dialekte, Soziolekte, Nationalsprachen etc.) erkennen.

Dass Hierarchien über Sprechen verhandelt werden zeigt sich anhand der vielgestaltigen, zuweilen auch unterhaltsamen und allseits legitimierten Diskriminierung von bestimmten Sprechweisen. Im Alltag, in den Institutionen, im Freundeskreis. Im Fernsehen reden die lustigen Dicken Bayrisch, die Dummen vielleicht Sächsisch und die Bösen haben wahrscheinlich einen osteuropäischen Akzent. Englisch ist irgendwie voll cool, Türkisch eine hässliche Sprache und Französisch total schön. Liegt natürlich einfach an der ästhetischen Wahrnehmung, dass du das eine hässlich und das andere schön findest, wegen dem Klang und dem Rhythmus und so was. Komischerweise allerdings finden Leute Üs im Türkischen hässlich, im Französisch niedlich. Diphthonge im Sächsischen sind Anlass großer Belustigung, im Britischen Englisch gelten sie als elegant und manchmal auch sexy.

Legitimiert wird diese Wahrnehmung oft über das Argument, Standardsprachen seien auf Grund ihrer grammatischen Form »richtiger« oder auch komplexer als beispielsweise Dialekte. Dabei weist jede lebendige, gesprochene Sprache – abgesehen von Pidginsprachen – die gleichen syntaktischen, phonologischen, etc. Komplexitätsmerkmale auf. Dass Standardsprachen auf der Ebene des Vokabulars eine größere Bandbreite haben, ist offensichtlich Ergebnis der Funktionszuweisungen bestimmter Sprechweisen innerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Gleichzeitig haben aber alle Sprechvarietäten, egal ob Standard oder Substandard, die Möglichkeit, je nach Bedarf der Sprechenden, den Varietäten neue Funktionen und damit andere Wortfelder zu erschließen. Die Wahrnehmung, dass bestimmte grammatikalische Formen als besonders komplex betrachtet werden, sagt nichts darüber aus, inwieweit Menschen, die nicht den Standard sprechen, in der Lage sind, komplexe Inhalte zu kommunizieren. Während z.B. in der englischen Standardsprache Satzkonstruktionen mit »to do«, wie etwa »Do you go shopping today?«, korrekt sind, ist das hessische Pendant »Tust du heute einkaufen gehen?« innerhalb des deutschen Sprachraums inkorrekt. Man könnte jetzt einfach auf die Konventionen verweisen, deren Ergebnis Sprachen überall und immer sind. Wir wollen hier einfach nur darauf verweisen, dass eben diese Konventionen nichts mit Komplexität zu tun haben und die Wahrnehmung, dass es Komplexitätsunterschiede zwischen Sprachen und Sprachvarianten gibt, selbst schon Ergebnis gesellschaftlicher Machtstrukturen ist.

Das Argument, Kommunikation werde erheblich erleichtert oder gar erst ermöglicht durch die Durchsetzung einer allen gemeinsamen Sprache ist natürlich wahr. Das Durchsetzen von Konventionen auf anderen sozialen Ebenen ist aber immer erleichternd für Gesellschaftssysteme und kann daher wohl kaum als Argument geltend gemacht werden. So muss man sich Gedanken darüber machen, welche Sprachen oder Dialekte als allgemeines und neutrales Kommunikationsvehikel benutzt werden können (dürfen?), und welche nicht. Auch hier hat das nichts mit der vermeintlichen Komplexität oder Einfachheit bestimmter ... »

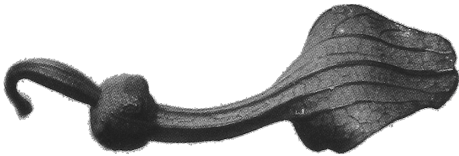




Sprachen zu tun, sondern mit denjenigen, die die Sprachen sprechen und wo sie in gesellschaftlichen bzw. ökonomischen Hierarchien stehen. Englisch ist nicht ›Weltsprache‹, weil Englisch »so leicht zu lernen ist« (jedenfalls für den germanischen Sprachraum). Welche Konsequenzen hat die Durchsetzung einer möglichst allen gemeinsamen Sprache für diejenigen, deren Sprache als ›falsch‹, ›unelegant‹ und zu simpel gilt? Ist Sprache wirklich nur Vehikel, um z.B. Rassismus und Sexismus auszudrücken und um Kommunikation zu ermöglichen oder stellt sie nicht, als subjekt-konstituierendes Element, selbst einen Ort der Diskriminierung dar?

Wie sind nun also die Verbindungen zwischen Klasse und Sprache zu denken? Was sind die Bedingungen für die Organisation von Sprachen und sprachlichen Hierarchien? Offensichtlich sind Sprache und Klasse nicht deckungsgleich, denn es besteht kein essentieller Zusammenhang zwischen beiden. Trotzdem profitiert der Kapitalismus von der Hierarchisierung bestimmter Sprechweisen oder Sprachen, denn Ausbeutung wird gern auch mit dem Argument der fehlenden oder mangelnden Sprachkompetenz legitimiert. Sprachliche Hierarchien sind Ergebnis bestimmter Herrschaftsverhältnisse – darunter auch Klassenverhältnisse. Diese Hierarchien wiederum sind der Reproduktion von Klassenverhältnissen zuträglich, da sie helfen diese zu legitimieren. Auch wenn diese Zusammenhänge natürlich niemals absolut zu sehen sind, bestehen sie dennoch und tragen zur Reproduktion von Herrschaftsverhältnissen bei.

*Britta und Sebastian*



### How to be a class of your own.

Die Klasse ist eine hierarchische Stufe der biologischen Systematik. Sie zerfällt in Überklasse und Unterklasse. Bei den Wirbeltieren gibt es folgende Klassen: Schädellose, Kieferlose, Knorpelfische, Knochenfische, Säugtiere, Amphibien, Reptilien und Vögel. Am besten davon gefallen mir die Reptilien, auch Kriechtiere genannt, das kommt vom Lateinischen reptilis, kriechend.

Überdies ist die Stellung von Chimären, Dinosauriern und Pterosauriern innerhalb der Wirbeltier-Klasse noch nicht endgültig geklärt. Die Chimäre als missglücktes Tier (oder als Unmöglichkeit) nimmt hierbei eine ganz besonders prekäre Stellung ein. Es macht also durchaus Sinn, sich – als Chimäre, die mensch nun mal ist – seine eigene Klasse zu eröffnen.

*Martina*

### Tube Talk One:

*2 ungefähr 14jährige Mädchen und ein um Kontakt bemühter Bildungsbürger*

**Mädchen 1:** Ey, der Mustafa ist voll die Fut, oder?

**Mädchen 2:** Normal, jeden Tag ´ne Andere

**Mädchen 1:** Der labert disch an und liegt in Gedanken schon mit der Nächsten im Bett.

**Mädchen 2:** Aber isch schwör dir, der Kemal, das is sein Bruder, der is noch krasser unterwegs, so zwinker-zwinker-ladykillerstyle, weisst du, was isch meine?

**Fahrgast:** Na ihr Zwei, kommt ihr gerade aus der Schule?

**Mädchen 2:** Ja und? Was geht disch das an, Alter?

**Fahrgast:** Ich dachte nur, wegen euren Schulränzen ...

**Mädchen 1:** Voll der Detektiv, dem kannste nix vormachen.

**Mädchen 2:** Der is entweder Lehrer oder Perverser ...

**Fahrgast:** Ja, ich war in der Tat Lehrer. Deutsch-Lehrer, um korrekt zu sein (*räuspert sich*) - bis vor kurzem ...

**Mädchen 2:** Isch hasse Deutsch.

**Fahrgast:** Was denn genau? Die Literatur oder die Sprache an sich?

**Mädchen 2:** Is beides scheisse, kannste dir aussuchen

**Fahrgast:** Und was ist mit Kleist oder Goethe?

**Mädchen 1:** Goethe war ein Faschist

**Mädchen 2:** Scheiss Nazi

**Fahrgast** (*wird rot im Gesicht, eine Vene pulsiert an seiner Schläfe*): Ihr wisst ja nicht, was ihr da redet. Habt ihr denn mal was von Goethe gelesen? Den Faust vielleicht?

**Mädchen 1:** Genauso wie Brecht, auch so'n mieses kleines Nazi-Schwein

**Fahrgast** (*krümmt sich auf seinem Sitz, fängt an zu zittern und brüllt schließlich durchs gesamte Abteil*): Brecht doch nicht ... Wie könnt ihr so etwas behaupten? Das war der größte Antifaschist ... und Pazifist ... und Menschenfreund. Wie könnt ihr nur so einen unreflektierten Mist daher reden?

**Mädchen 2:** Isch hasse Deutsch

**Mädchen 1:** Und Deutschlehrer ...

**Fahrgast** (*wimmernd*): Brecht doch nicht ...

**Mädchen 1:** Fick disch, Alter. (*Nimmt ihren Ranzen und geht*)

**Fahrgast** (*massiert seine Herzgegend*): Ausgerechnet Brecht, ausgerechnet ...

**Mädchen 2:** Und Tucholsky, der Nazi-Schmock ... (*nimmt ihren Ranzen und geht*)

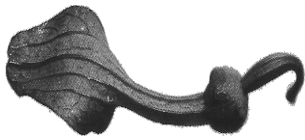
**Fahrgast** (*krächzt mit ersterbender Stimme*): Soldaten sind Mörder ...

### Tube Talk Two:

*1 Bier trinkender und offensichtlich materiell nicht überprivilegierter Fahrgast trifft auf einen Bekannten*

**Fahrgast:** Mensch Erwin, dich hab ich ja ewig nich gesehen. Was machst du denn hier? Wie gehts'n so?

**Erwin:** Muss ja und selber?



### Tube Talk Three:

1 Student und 1 Studentin diskutieren im 1.-Klasse-Abteil die Tücken und Raffinessen globaler Politik

**Fahrgast:** Vorgestern is mir beim Gassi gehen ein Schneidezahn abgebrochen.

**Erwin:** Einfach so oder was?

**Fahrgast:** Ja, ich hab die in letzter Zeit nich so gut gepflegt, die Zähne, weißt du ...

**Erwin:** Beim Gassi gehen? Mit deinem Rauhaardackel oder was? Lebt der noch?

**Fahrgast:** Ja, aber der hat jetzt Asthma.

**Erwin:** Wie heißt der nochmal? Bandito?

**Fahrgast:** Nee, Pinochet. Is ja auch egal. Hast du jetzt eigentlich nen Job gefunden?

**Erwin:** Ja das glaubst du nicht; ich bin jetzt Powerseller.

**Fahrgast:** Wat?

**Erwin:** Na ja, so Verkäufer im Internet. Bei Ebay, das ist ein virtuelles Auktionshaus ...

**Fahrgast:** Wie? Virtuell? Gibs das oder gibst du das nicht? Oder zahlt der Käufer auch mit virtueller Kohle? So Cyberspacegoldnuggets? (*huset und lacht gleichzeitig*) Was bietest du denn da alles an?

**Erwin:** Intelligente Meisenknödel und Fischfutter mit Aloe-Vera-Extrakten ...

**Fahrgast:** Intelligente Meisenknödel?

**Erwin:** Ja, die haben einen Sensor eingebaut und der aktiviert eine Alarmhupe, wenn sich ein Raubvogel nähert. (*Beugt sich vor*) Hast du auch gerade einen Job?

**Fahrgast:** Nich direkt.

**Erwin:** Was heißt das konkret?

**Fahrgast:** (*Verschwörerisch*) Ein Kumpel hat mir die Adresse von nem Arzt im Bahnhofsviertel gegeben und der zahlt dir wohl 1000 Euro für ne Niere.

**Erwin:** (*Entsetzt*) Spinnst du? Das ist Organhandel! (*Aufgebracht*) Die verkauft der dann für das zehnfache an so Promis wie Harald Juhnke ...

**Fahrgast:** Der is doch schon tot, außerdem wars bei dem die Leber. Die würd ich nie verkaufen ...

**Erwin:** Darum gehts nicht! Das ist eine Klassenfrage ...

**Fahrgast:** Schau mal, das ist doch der Horst, der gerade einsteigt.

**Erwin:** Scheisse, hoffentlich sieht der uns nicht. Der schnorrt einen immer an und erzählt stundenlang von seinem Raucherbein.

**Fahrgast:** Ich kann den auch nicht leiden, das ist ein ganz primitiver ...

**Horst:** Hallo, was für eine Überraschung. Kann ich mich zu euch setzen?

**Erwin:** Na klar.

**Fahrgast:** Ja sicher.

**Horst:** Was freu ich mich euch zu sehen. Wie gehts denn so?

**Erwin und Fahrgast:** (*Gequält*) Muß ja und selber?

**Horst:** Nicht gut, nicht gut. Mein Bein macht mir echt zu schaffen. Raucherbein. Das muss demnächst abgenommen werden, aber ich hab das Geld noch nicht zusammen. Bin doch aus der Krankenkasse raus ... Ihr habt nicht zufällig ein paar Cent einstecken?

**Fahrgast:** Nich direkt, aber es gibt da so nen Arzt im Bahnhofsviertel ...

**Erwin:** Von dem hab ich auch schon gehört ...

**Studentin:** ... und deswegen ist es obsolet, wenn progressive Linke weiterhin im Rahmen nationalstaatlicher Gebilde denken und handeln.

**Student:** Das heisst, England, Frankreich oder Litauen sind keine nationalstaatlichen Gebilde?

**Studentin:** Doch, doch, aber sie sind gleichzeitig an trans- und supranationale Herrschaftsverhältnisse gekoppelt und in diese eingebettet. Das Imperium hat kein geographisches Zentrum ... und das ist doch das Wesentliche! Wir befinden uns an einem historischen Wendepunkt.

**Student:** Der ultimativen Krise des Kapitalismus?

**Studentin:** Dem Übergang zwischen moderner Industriegesellschaft und postmoderner Informationsgesellschaft.

**Student:** Schön und gut, aber was willst du territorialisierten Kontrollmechanismen entgegensetzen, die jeglicher Gesellschaftsstruktur immanent sind?

**Studentin:** Wir müssen Nomaden werden.

**Student:** Das klingt jetzt aber ein wenig nach Hippieromantik, finde ich.

**Studentin:** Weil du mich falsch verstehst. Ich zeichne eine Skizze im Sinne von Deleuze und Guattari. Je mehr Bewegungsströme sich rhizomartig vernetzen und frei fluktuieren, desto weniger ist das Imperium in der Lage diese zu steuern und zu kontrollieren...

**Student:** Aber wenn politische und ökonomische Macht räumlich entgrenzt sind, dann sind es Kontrollgewalten und -instanzen doch wohl auch ...

**Studentin:** Natürlich sind sie das; es gibt kein »Ausserhalb«, aber Kontrolle meint auch nicht nur das Anwenden unmittelbarer Repression, sondern auch das Ausnutzen einer in die Matrix der Menschen eingebrannte Form freiwilliger Unterwerfung. Bewegung schafft Befreiungsbedürfnisse und Stillstand reproduziert die Paralyse der ArbeiterInnenklasse...

**Kontrolleur:** Guten Tag, die Fahrkarten bitte.

**Student:** Oh, Mist, das gibts doch nicht, ich glaube, ich habe mein Semesterticket zu Hause vergessen.

**Studentin:** Verflixt, ich habe meins auch zu Hause liegen lassen.

**Kontrolleur:** Das macht 40 Euro. Wollen sie die gleich zahlen?

**Studentin:** Moment mal! Wir sind beide Studenten. Wenn wir das Semesterticket nachzeigen, kostet das nur 10 Euro.

**Kontrolleur:** Das stimmt - allerdings gelten ihre Tickets lediglich für die 2. Klasse. Der Aufenthalt in diesem Abteil ist ihnen nicht gestattet. Das macht auch für Sie 40 Euro. Wollen Sie die gleich zahlen?

**Student:** Das tut uns leid, das wussten wir nicht...

**Kontrolleur:** Jetzt wissen Sie es.

**Studentin:** Können wir uns nicht einfach rübersetzen?

**Kontrolleur:** Selbstverständlich - aber erst kriege ich jeweils 40 Euro oder ihre Personalausweise ...

**Studentin:** arschloch

**Kontrolleur:** Wie bitte?

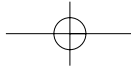
**Student:** Ääh, nehmen sie auch EC- Karten?

**Kontrolleur:** Selbstverständlich.

**Student:** Dann zahl ich für uns beide ... - aber ich bräuchte eine Quittung.



centerflex



## Klassismus in der Studierendenschaft



Mit der 16. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerkes in der Tasche suchte ich den hiesigen AStA auf, um dort eine Stelle einzurichten, die speziell die Interessen für studierende Arbeiter\_innenkinder vertreten sollte. So etwas gab es bis dato nicht. Es heißt, wer sich nicht bewegt, spürt seine Fesseln nicht. Diese Bewegung war ein Tritt ins Wespennest.

Dass Arbeiter\_innenkinder heutzutage studieren, hat in der studentischen Selbstverwaltung noch keine strukturelle Entsprechung gefunden. Die Etablierung der Allgemeinen Student\_innenausschüsse war Resultat eines Klassenkampfes, den die Ende des 19. Jahrhunderts in die Universitäten strebenden Kinder von Kleinbürger\_innen gegen die Großbürgertum und Adel repräsentierenden Studentencorps führten. Durch diese wollten sich die kleinbürgerlichen Student\_innen nicht mehr vertreten lassen, sondern durch allgemeine Student\_innenvertretungen, die parlamentarisch gewählt werden sollten.

Als in den 60er Jahren auch Arbeiter\_innenkinder in die Unis gelangten, schlug sich dies nicht wie bei den Kleinbürger\_innenkindern in einer neuen Repräsentationsstruktur nieder. Zwar dominierten 25 Jahre lang marxistische, gewerkschaftlich orientierte Hochschulgruppen die AStA-Arbeit, diese arbeiteten aber zentralistisch und hatten mit Selbstverwaltung nichts am Hut. Als Ende der 70er Jahre Basisgruppen und grün-alternative Hochschullisten in die ASten zogen, hatten diese zwar den Anspruch, Politik in der ersten Person zu machen, gleichwohl hatten sie einen »Abschied vom Proletariat« vollzogen.

In der organisierten Studierendenschaft fiel mir der Widerspruch auf zwischen dem hohen Maß an »affirmative action«, Minderheitenschutz und Quotenregelungen und dem vollständigen Fehlen dieser Maßnahmen für Arbeiter\_innenkinder. Dies ist kein Versehen und auch nicht auf die fehlende Motivation von Arbeiter\_innenkindern zurückzuführen. Werden Studierendenvorteiler\_innen hierauf angesprochen, wird oft auf die Sozialreferate und Sozialpolitik verwiesen, ähnlich wie in den 70er Jahren, als es darum ging, die Einrichtung von autonomen Frauenreferaten abzuwehren. Dabei sind Sozialpolitikreferent\_innen ebenso wenig wie Studierendenvorteiler\_innen als solche vor klassistischen Einstellungen gefeit, wie folgende Beispiele zeigen werden.

April 2003, 23. *Mitgliederversammlung des fzs* (Quasi-Dachverband der Asten). Antrag, dass Ausschüsse nicht nur wie bisher für behinderte, ausländische/migrantische und weibliche Studierende quotiert werden sollten, sondern auch für Arbeiter\_innenkinder, wird ohne Diskussion und mit großer Mehrheit abgelehnt.

Mai 2003, erster »*Bundesweiter Kongress für studentische Sozialpolitik*« vom fzs. Es wird reformistisch über Sozialpolitik gesprochen, Klassenunterschiede werden weder explizit noch implizit benannt. Der fzs-Vorsitzende: »Studierendenvorteiler\_innen



sind noch nicht soweit«.

*Workshop zum Hochschulzugang:* Sozialreferent A: »Wenn alle studieren könnten, würde ich mein Studium schmeißen.« Sozialreferentin B: »Das dreigliedrige Schulsystem ist toll, weil es den unterschiedlichen Begabungen gerecht wird.« Sozialreferent C: »Begabung entsteht in den ersten Lebensmonaten, danach kann man eh nicht mehr eingreifen.« Anwesende Arbeiter\_innenkinder staunen.

September 2004, *Sozialausschuss des fzs*. Planung der Tagung zum Thema »Soziale Durchlässigkeit der Hochschulen«. Arbeitskreis für studierende Arbeiter\_innenkinder erhält Arbeitsaufträge.

Oktober 2004, *Sozialausschuss des fzs*. Tagungsplanung wird eingestampft.

September 2004 bis Januar 2005, der hierüber nicht informierte *Arbeitskreis für Arbeiter\_innenkinder* verfasst ein Papier für die Tagung und organisiert eine Referentin.

6. Dezember 2004, *Pressekonferenz der Kultusminister\_innen* räumt anlässlich der Veröffentlichung von PISA 2 ein, dass noch immer Arbeiter\_innenkinder in Deutschland stärker benachteiligt sind als in jedem anderen Industriestaat. fzs-Vertreterin nimmt ihre Einladung nicht wahr, weil sie dringend IKEA-Regale einkaufen muss. Eine Delegation von studierenden Arbeiter\_innenkindern aus NRW fährt frustriert nach Hause.

Januar und Mai 2005, Anfragen des *Arbeitskreises für Arbeiter\_innenkinder* nach der Tagungsplanung bleiben unbeantwortet. Referentin wird getröstet.

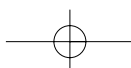
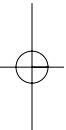
Frühjahr 2005, auf Plakaten des »*Aktionsbündnisses gegen Studiengebühren*« ist die Rede von »Studierenden aus sozial schwachen Familien«. Eine Anfrage, ob das ABS genauso paternalisierende Formulierungen wie »Studierende des schwachen Geschlechts« plakatieren würden, blieb unbeantwortet.

Juli 2005, *Sozialausschuss des fzs*, Grillabend. Sozialreferentin A, Informatikertochter: »Die Leute wollen nur nicht arbeiten, die sind sich zu fein dafür!« Sozialreferentin B, Ärzt\_innentochter: »Meine Mutter hat lange nach einer Sekretärin gesucht und keine gefunden. So geht das mit diesem Land nie bergauf!« Anwesende Arbeiter\_innenkinder staunen.

*Arbeitssitzung des fzs-Sozialausschusses:* es wird mitgeteilt, dass die Tagungsplanung eingestampft worden sei, nun aber eine neue Planung zum Thema »Durchlässigkeit« bereits sehr weit fortgeschritten sei.

Soviel zum fzs und ABS. Als wir vor Ort das Arbeiter\_innenkinderreferat im Münsteraner AStA einrichteten, wurde dieses überwiegend von Akademiker\_innenkindern angegriffen. Diese dominieren die Hochschullisten, das Studierendensparlament, den AStA, die Referate, Fachschaften und Gremien durch ihren Habitus und ihre erdrückende Mehrheit.

So durften wir es nicht beim Namen nennen, »Arbeiterkinderreferat« oder »Klassenreferat« wurden nicht zur Abstimmung angenommen, – es hieß dann »Referat für finanziell und kulturell benachteiligte Studierende«. Mit der Macht der von der bürgerlichen Mehrheit gewählten bürgerlichen Hochschulgruppen wurde uns erklärt, wie wir das zu verstehen haben: nämlich so, dass jede studierende Person, die sich vorübergehend finanziell oder kulturell benachteiligt fühle, zu der vom Referat repräsentierten Gruppe



gehöre (so als ob sich jeder mit Schnupfen ans Behindertenreferat wenden sollte).

Während also der Begriff »Klasse« in der studentischen Linken tabuisiert ist, finden wir auf Plakaten des »Aktionsbündnisses gegen Studiengebühren« Kennzeichnungen dieser Gruppe, die keine Klasse sein darf, wie »sozial schwache Familien«. Wer ist sozial schwach? Als ich seinerzeit in der münsteraner Studierendenzzeitung die Forderung eines der »Wirtschaftsweisen«, dass es mehr Ungleichheit vor allem in den Bereichen Krankheit und Alter geben müsse, als »asozial« bezeichnete, forderte mich der linke AstA zu einer Entschuldigung auf. Als ich in der AstA-Zeitung schrieb, dass ich hinter der Stilisierung der »Massenuni« und überfüllten Hörsäle zum Hauptproblem der derzeitigen Bildungspolitik einen bürgerlichen Distinktionswunsch vermutete, distanzierte sich der AstA überdimensioniert in der selben Zeitung, obwohl bereits im Impressum der übliche Satz zu finden war, dass namentlich gekennzeichnete Artikel nur die Meinung des Autors wiedergäben. Ich könnte hier endlos weiterplaudern, aber ich schließe mal mit einem Satz aus der Einleitung aus Gabriele Thelings altem und aktuellen Buch über Arbeiter\_innentöchter und Hochschule mit dem Titel »Vielleicht wär' ich als Verkäuferin glücklicher geworden«:

»Ich bin wütend auf die Leute, die immer wieder von Chancengleichheit reden in einer Gesellschaft, in der es nur bürgerliche Bildung gibt, und ich bin wütend auf die Bürgerlichen, die nicht einsehen wollen, dass sie bürgerlich sind.«

*Andreas Kemper*

Das münsteraner Referat für Arbeiter\_innenkinder hat die URL: <http://web.uni-muenster.de/asta/hochschulpolitik/arbeiterkinder.php>



### Das Klassen-Buch

Es hat lange gedauert, das immer schon gespürte Anderssein der anderen rational fassen zu können. Ich weiß noch genau den Zeitpunkt, als es Klick machte: ich saß nach einer politischen Aktion in einer Kneipe und unterhielt mich mit einer Mitbewohnerin. Wir hatten zwei Jahre zuvor eine Landkommune gegründet, eine anarchistische politische Kommune mit allem drum und dran: gemeinsame Ökonomie, Konsens-Prinzip, Frauenräume und -quote, gemeinsames politisches Engagement, veganes Essen und selbstorganisierte Gruppentherapien. Ich erzählte ihr, dass meine Mutter beabsichtigte, ihr Haus zu verkaufen. Ein Reihenhaus in einer Textilarbeiter\_innensiedlung in einer provinziellen, industriell geprägten Kleinstadt, die dafür bekannt ist, dass mit einer anachronistisch anmutenden Starrköpfigkeit die DKP ständig in den Stadtrat gewählt wird. Ich bin in diesem Haus groß geworden. Alle Nachbar\_innen und auch meine Verwandtschaft hat in

den Textilfabriken gearbeitet. Die meisten bei »Nino«, andere bei »Povel« und »Rawe«. Und da ich meine kleine Welt damals danach einteilte, ob jemand anständig war, d.h. evangelisch und sozialdemokratisch, oder irgendwie merkwürdig, nämlich katholisch und christdemokratisch, dachte ich auch, dass die Leute, die nicht bei »Nino« arbeiteten, komisch waren. Ich ging auf eine evangelische Grundschule, danach trotz des Notendurchschnitts von 2,6 auf die evangelische Hauptschule. Am Ende der fünften Klasse bekam ich zwei Briefe. Ein blauer Brief, der meine Eltern darauf aufmerksam machte, dass ich wiederholt keine Hausaufgaben gemacht hätte, und eine Realschulempfehlung. Ich wollte weg von der Hauptschule, ich wollte aber nicht als Spießier gelten. Von meinen Mitschüler\_innen wurde akzeptiert, dass man auf höhere Schulen geht, wenn man »was auf dem Kasten« hat. Nicht akzeptiert wurde Streb-samkeit und übertriebener Fleiß.

Mein Vater war so etwas wie ein Vorarbeiter. Meister wollte er nicht werden. Vielleicht hatte er Angst vor dem damit verbundenem Schreibenmüssen – er hat genau wie meine Mutter mit 14 angefangen, in der Fabrik zu arbeiten. Hätte er nicht Kreuzworträtsel gelöst und Western-Groschenhefte gelesen, hätte ich ihn für einen Analphabeten gehalten. Aber es war nicht nur die vermeintliche Angst vorm Schreiben. Mein Vater wollte nicht »was Besseres« sein, sondern einer unter Gleichen. »Das Schlimmste sind Streikbrecher!«, sagte mein Vater, der nie viel redete, einmal mit einer Ernsthaftigkeit, die mich diesen Satz nie vergessen ließ. Als ich 16 war, starb er. Er hatte in seinem Leben nur zweimal »krankgefeiert«. Der Arzt stellte Herzversagen fest, »macht vierzig Mark«, die Nachbarin meinte vertrauensvoll zu mir: »Na dann wird das jetzt ja wohl nichts mehr mit dem Studium.«

Meine Mitbewohnerin meinte, ihr Elternhaus würde niemals verkauft werden. Es machte Klick: ich sah ihre Zimmereinrichtung in unserer Landkommune, das Bett, den Schrank, den Füllfederhalter, den ihre Mutter schon benutzt hatte, ihre Kinderbücher, die sie noch besaß, Stofftiere aus ihrer Kindheit; bei meiner Freundin war es ebenso, sie hatte kürzlich noch zwei Kisten mit Büchern und Puppen aus ihrer Kindheit vom Dachboden ihrer Eltern abgeholt und trug Schmuck von ihrer Oma; ein anderer Mitbewohner adliger Herkunft besaß eine fünfbändige Ausgabe über seine Familie – und ich besaß nichts, was meine Vergangenheit materiell repräsentierte. Spielsachen, Klamotten etc. hatten Gebrauchswert und wurden weitergegeben. Ich hatte ja selbst meine Legokiste verschenkt, ausserhalb meiner Verwandtschaft, was meine Mutter mir bis heute noch vorwirft, weil ja der Justin, mein Neffe, sie so gut hätte gebrauchen können. Ich hatte auch mit 18 meine Bücher, die keinen Gebrauchswert mehr für mich hatten, an die Stadtbücherei verschenkt. Der Stadtbücherei hatte ich viel zu verdanken. Heute erst wird mir klar, dass ich nicht besonders »begabt« war oder »etwas auf dem Kasten« hatte. Aber ich hatte einen Freund, dessen Vater Meister in der Fabrik war. Seine Eltern hatten zuhause Bücher rumstehen, seine Mutter war Hausfrau. Und seine Mutter nahm mich zusammen mit ihrem Sohn mit zur Stadtbücherei. Ich hatte nicht »etwas auf dem Kasten«, sondern etwas in der Tasche: den Stadtbüchereiausweis. Das war das Geheimnis.

... »

» ...

Bücher waren dann auch der erste bewusste Klassenkonflikt, den ich mit meinen Mitkommunard\_innen führte. Es ging um ein Gemeinschaftsbücherregal. Hierzu muss man wissen, dass ich mich in der Kommune nicht um die Einrichtung gekümmert hatte. Es gab zu allen Kleinigkeiten von den anderen ein sehr genaues Wissen darum, wie was auszusehen habe. Mir war das piegegal. Die Dinge sind wie sie sind. Hauptsache es regnet nicht durch und es ist warm. Ob nun der Schrank in der Ecke steht oder neben der Tür, ob die Wand ockergelb oder doch lieber weiß gestrichen wird – ich wüsste nicht, nach welchen Kriterien ich so etwas entscheiden soll. Andere hingegen wissen das peinlich genau, also sollen die doch entscheiden.

Anders war das beim Bücherregal. Wir waren fast alle Studis und hatten viele Bücher und ich wollte, dass in einem Gemeinschaftsraum ein großes Bücherregal steht, wo wir alle unsere spannenden Bücher reinstellen. Von mehreren Seiten kam gleichzeitig, dass wäre ungemütlich, ein kleines Regal mit unseren Kinderbüchern wäre doch nett. Ich verstand überhaupt nicht, was denn bitte schön an einem Bücherregal ungemütlich sein soll. In Einzelgesprächen fand ich dann heraus, dass für die meisten meiner Mitbewohner\_innen Bücher in ihrer Kindheit eher die Autorität der Eltern stützten, während für mich als Arbeiterkind Bücher Gehilfen in Auseinandersetzungen mit meinen Eltern waren. Aber das krasse war dann, dass meine Mitbewohner\_innen diese Analyse nicht gelten lassen wollten. Der Geschmack der Wohnungseinrichtung wurde nicht klassenspezifisch hinterfragt. Sofort wurde mir eine Opferrolle unterstellt und dieses »Opferrolle!« kommt immer sehr schnell, wenn ich in linken Kreisen, in denen doch eigentlich das persönliche auch als politisches gilt, Klassismus kritisiere ...

Andreas Kemper



### Buchstabenspiel

Meine ID? Allein die Tatsache, dass ich hier nach meiner Identität befragt werde, beweist ganz klar: ich bin leider kein Durchschnittserdler (zu 51.7 Prozent weiblich, zu 34 Prozent ostasiatisch, zu 95 Prozent ohne höhere Bildung), sondern was recht Privilegiertes, sonst hätte mich schon die Anfrage gar nicht erreicht. Genauer betrachtet, und kurz gesagt, bin ich wohl »an (A) male WASP« (wenn auch keineswegs US-Bürger). Ich wills gerne erklären:

*Male.* Die Kategorie »Männlich/Hetero« ist inzwischen unstrittig, selbst wenn es ein Fünftel Jahrhundert dauerte, bis ich unzweideutig das fühlte, was mir die Sozialisation sanft eingetrichtert hatte. Was, wenn Hirn, Herz und Schwanz jahrzehntelang immer wieder bestätigten, dass du nur ein langweiliger X-Y-1

bist? Wie da sich mit irgend einer der vielen Zwischenkategorien und Sonderfälle identifizieren ...!?

W sodann wie *Weiß*, im Sinne von nordwesteuropäischer Visage, denn Hautfarbe, Haarfarbe und Gesichtsform bezeichnen mich eben doch sofort als Durchschnitts-Neuseeländer, Durchschnitts-Norweger, -Schweden oder -Kanadier.

A wie *Anglo*, yes, denn dank globalisierter Massenmedien und -sounds, dank Hörfunk und Bildung kann ich mich recht eindeutig dieser Sprach- und Kulturrichtung zuordnen. Kulturell geprägt wurde ich anfangs anders (siehe unter S), doch nach einigen Monaten anglophoner Träume und Gedankengänge, nach paar zehntausend Seiten Anglo-Papier stellte ich vor zehn Jahren fest, dass ich eher A denn S geworden war.

S wie *Saxon* nämlich, da mir einst eine Sprache an-erzogen wurde, die in meinem realsozialistischen Mutterland weite Verbreitung fand, auch wenn ich sie längst verlernen musste – nicht erst bei der fünften Fremdsprache. Allerdings prägen Spielen im T-34-Panzer und Fahren mit der Pionier-Eisenbahn intensiver als die Erziehung im Geiste der freiheitlich-demokratischen Grundordnung.

P schließlich wie *Proletarier*, weil ich objektiv ein solcher bin, auch wenn ich mich mit den Gedanken des Barträgers aus Trier nur sehr bedingt anfreunden kann. Habe glücklicherweise nichts zu erben und keine Produktionsmittel, und meine Religion verbietet mir, mich als Teilhaber am großen Fischejagen ein wenig nach vorne zu fressen.

Womit wir am entscheidenden Punkt wären, meinem Glaubensbekenntnis, dem »A« vorm »male«. Fast 29 Jahre lang hatte ich mich mit Schulen aller Art gequält und vergnügt, doch geholfen hat es nix. Die »Religion« übertüncht fast völlig meine Ratio und positive Akkulturation, mensch kann trotzdem scheinbar »ganz normal« mit mir umgehen. Die »Religion«? ... *Atheist* bin ich, aber *Atheist*, der ich bin, ist doch der den Atheisten zugehörige fanatische Glaube an Materialismus und Hyperrationalität nicht der meine. *Spirituell bewegt* war ich mehrfach, durfte in Moscheen und Kirchen, in orthodoxen, liberal-jüdischen und lamaistischen Tempeln Segen sammeln, spüren, dass mich das Spirit Medium am Rande der Savanne oder der charismatische Pfingstler nicht nur aus Gründen der Forschung durchaus ansprechen. In *Glaubensfragen* stehe ich aber auf Seiten der Tänzerin Emma Goldman, halte nichts! von der Gottespest. Oder anders gesagt: meine Religion ist, mich mit den »Zeugen Bakunins« organisiert zu haben.

Wenn Euch all dieses Definieren zu lang oder zu komplex ist, kann ich meine ganze Identität in einem einzigen Buchstaben zusammenfassen, wie Ihr ihn auf der toitschen Tastatur unterm Q findet: ich bin ein kleines A im wachsenden Kreis, welches rapide um die Erde rast. Das gibt mir die nötige Kraft im scheinbar naiven Kampf gegen die gigantische Windmühle - für das Paradies im Hier und Jetzt.



ürgen Sch.

## Über den allmählichen Verlust einer gehobenen Klassenzugehörigkeit im unaufhaltsamen Prozess des Erwachsenwerdens

Ich bin an zwei Arbeitsstellen, hab zwei Jobs halt. Ist ja klar. Nix ungewöhnliches im Postirgendwas undsoweiter. An manchen Tagen renne ich zwischen Tischen umher und pack den Leuten Cafétassen vor ihre Zeitungsgesichter. Das kann sich gar niemand vorstellen, wie früh die Leute aufstehen, um sich mit Kuchenstückchen bedienen zu lassen. Dann sitzen die da rum und wollen sich wohl fühlen, den einen ist es zu laut, die anderen wollen mehr Zucker. Und ich renne immer so rum, da geht die Zeit auch schneller vorbei. Dabei helfen mir so Restbestände von weiblicher Sozialisation, dass ich dabei noch nett aussehe. Am liebsten würde ich denen allen mal in den Arsch treten. Aber darum geht's eigentlich gar nicht. Mein anderer Job ist nämlich Hausaufgabenhilfe. Das ist eigentlich eine Fortsetzung vom staatlichen Schulzwang mit privatwirtschaftlichen Mitteln oder so. Ich setze mich mit den Kindern an ihre Rechenkästchen, halte ihre Händchen und schau ihnen über die Schulter. Ist natürlich der totale Schwachsinn, was die da lernen müssen. Aber ich sag denen, dass sie das machen müssen und dass das gut für sie ist, weil ohne Schulabschluss ist es ja noch schlimmer hier. Die klassische Integrationsnummer halt. Falle Sozialarbeit. Aber das wollte ich nicht erzählen. Ist eher so als Verteidigung gemeint. Jedenfalls war ich einmal mit den Kids in der Stadt. Als wir zurückgefahren sind war die S-Bahn krass voll. Alle mussten stehen und nebendran hinter ´ner Glastür war ein komplett leeres Abteil, das war die 1. Klasse. Also sind die Kinder, die sind ja nicht dumm (im Gegensatz zu uns) da rein gegangen. Und ich sag zu denen ihr könnt da nicht rein, das ist die 1. Klasse, da braucht ihr ein 1. Klasse Ticket. Die Kinder gehen wieder raus. Nur eins bleibt sitzen, so ein ganz kleines Kind, vielleicht 7. Sitzt ganz alleine in dem riesigen leeren Abteil. Ich gehe zu dem Kind hin und sage (warum sag´ ich so `nen Scheiß?), du kannst da nicht sitzen, sag ich, das ist hier nur für die 1. Klasse. Und da schaut es mich an, so trotzig, aber auch verzweifelt, voll für die Gerechtigkeit kämpfend, fast schon am Weinen und sagt: Aber ich bin doch in der ersten Klasse!

*Tanbi*

### Die hinterher geschmissene Klasse ...

Da ich in der Arbeiter- und Bauernrepublik aufwuchs, erfuhr ich spätestens in der Polytechnischen Oberschule, dass es nicht nur Schulklassen gab. Jetzt fand ich nicht nur die aus der Klasse 1a doof, sondern natürlich auch die Klasse der Kapitalisten. Von denen kannte ich eh keinen und wer früher Kinder in englischen Fabriken schuftete ließ, konnte nur böse sein. Analog zum Emblem auf dem Fähnchen, lernte ich weiter, dass es trotzdem Unterschiede in unserer glorreichen Diktatur der Arbeiterklasse gab. Von wegen Hammer, Ährenkranz und Zirkel – meine Eltern waren Zirkel, trotz all der Hämmer in meiner Fa-

milie war ich damit nur Freundin der Arbeiterklasse. Und was für eine. Spürbar waren diese Unterschiede nicht unbedingt. Alle aus meiner Schule wuchsen in demselben Plattenviertel auf, unsere Eltern hatten ähnlich viel Kohle, alle mussten für Bananen anstehen ... Na gut, ein paar bekamen Westpakete, bei uns standen mehr Bücher und die Eltern, die im KKW arbeiteten, hatten eher einen Lada oder Skoda. Alles in allem waren dann doch fast alle irgendwie, irgendwo ein bisschen Arbeiterklasse. Später konnte ich zwar alle alten klassenkämpferischen Lieder im Schlaf mitsingen, wusste was und wer ein Klassenfeind ist und hatte das Schulfach »Produktives Arbeiten«, Klasse war jedoch wieder eher als Schulclique wichtig.

89/90 wurde ja so einiges anders, das mit den Klassen irgendwie auch. Ich fand mich auf einmal auf dem Gymnasium wieder, während andere auf unserer alten Schule blieben, die sich jetzt kombinierte Haupt-/Realschule nannte, selbst das KKW hieß jetzt AKW. Meine Eltern hatten als Akademikerinnen auf einmal mehr Geld als einige Nachbarn und ganz andere waren arbeitslos. Auf einmal gab es materiell eine Menge Unterschiede, welcher Arbeit welche Klasse zugeordnet war, spielte eine Rolle und akademische Titel auch. Drauf geschissen, was hatte das mit mir zu tun, ich war immer noch für eine klassenlose Gesellschaft – brauche keine class identity, weg damit. Dass das nicht so einfach ist, wurde klar als ich mich in den USA als billigste Arbeitskraft auf dem Kinderbetreuungsmarkt verdingte. Die lateinamerikanischen Nannies in meinem Viertel bekamen zwar mehr Kohle, mehr Anerkennung bekam aufgrund von Weißsein und Bildungskapital jedoch ich. Das Durcheinander fing aber erst so richtig an, als ich anfang im Westen der Republik zu studieren. Es gab Bildungsdünkel, Uni-Bluff, freiwillige Marx-Lesekreise, Pernod-philosophierende Abende und humanistische Ideale. Und irgendwo auch Arbeiterkinder, aber die habe ich an der Uni seltener getroffen. Klar, ich wuchs praktisch im Studentenwohnheim und an der Uni auf, dass sich da auf einmal auch Vorteile zeigten, ist nicht abzustreiten. Dennoch wurde mir auf einmal noch eine Menge anderes Zeug angehängt: reicher Vati (zu der Zeit gerade arbeitslos), Französisch-Kenntnisse (eher Russisch), Grundausbildung in feinen Künsten (keine Ahnung), Keramikzähne (bis auf einen angeparten neuen definitiv Amalgam-Straße), humanistisches Gedöns (hab bis heute nicht verstanden, was ich dafür alles können muss) ...

Hey, wie klassenbewusst bist du Akademikergöre nun eigentlich? Könnte natürlich locker sagen, diese Frage geht an mir vorbei. Kriege dabei allerdings sofort ein schlechtes Gewissen. Bei halber Stelle im Wissenschaftszirkus ist mein Gehalt fast so hoch wie das von meinem voll- und fabrikflexibel arbeitendem Onkel, der immer noch in der Arbeiterklasse schweißst und für die gute Sache Gewerkschaftsbeiträge zahlt, auch wenn sein Betrieb schon vor Jahren aus den tariflichen Gewerkschaftsverbindungen ausgestiegen ist.

... und sie klebt doch.

*ka*